

Lenoir | Offener Brief an die Tiere



Frédéric Lenoir, geb. 1962, ist Religionswissenschaftler, Soziologe und Schriftsteller. Auf Deutsch erschienen zuletzt *Was ist ein geglücktes Leben?*, der Roman *Der Fluch des Mont-Saint-Michel* und *Der kleine Philosoph. Wie Kinder denken*.

Frédéric Lenoir

Offener Brief an die Tiere und alle, die sie lieben

Aus dem Französischen übersetzt
von Ute Kruse-Ebeling

Reclam

Im Gedenken an Gustave

Inhalt

Liebe (nichtmenschliche) Tiere ...	9
Wie Homo sapiens zum Herrscher über die Welt wurde	15
Von der Zähmung zur Ausbeutung	23
Seid Ihr also nichts weiter als Sachen?	37
Sind wir wirklich so unterschiedlich?	47
Unsere Eigenheiten	61
Von der Ausbeutung zum Schutz	73
Jenseits der »Speziesismus«-Debatte	83
Was tun?	95
Ein Kampf für alle	111
Wie uns Tiere guttun	119
Zum Schluss	131
Nachwort	135
Danksagung	137
Anmerkungen	138
Literaturhinweise	141

»Man hat keine zwei Herzen, das eine für Menschen, das andere für Tiere. Man hat ein Herz oder man hat keins.«

ALPHONSE DE LAMARTINE

(Frz. Dichter, 1790–1869)

Liebe (nichtmenschliche) Tiere,

wie merkwürdig der Mensch Euch doch erscheinen muss! Wahrscheinlich sind wir für Euch nur ein Tier unter vielen, doch sicherlich fragt Ihr Euch, warum wir uns Euch gegenüber bisweilen so widersprüchlich verhalten. Warum behandeln wir beispielsweise an manchen Orten auf der Welt Hunde und Katzen unendlich respektvoll, während wir sie anderswo misshandeln? Und warum können wir, wenn wir doch unsere Haustiere lieben und ihnen zuliebe zu tausend Opfern bereit sind, gleichzeitig genüsslich Babys – Lämmer, Kälber, Ferkel – verspeisen, die gerade erst ihrer Mutter ent-rissen wurden, um schonungslos zum Schlachthof geführt zu werden, obwohl sie genauso empfindsam – und manchmal sogar genauso intelligent – sind wie unsere geliebten Heimtiere? Das ist nur eines von vielen Beispielen, das unsere moralische Schizophrenie Euch gegenüber zum Ausdruck bringt, und ich verstehe, dass Ihr uns vollkommen irrational finden müsst.

Nur um es Euch gleich vorweg zu sagen: Auch ich entkomme diesem Widerspruch nicht. Weder verhalte ich mich vorbildlich noch tadellos Euch gegenüber, weit gefehlt. Seit meiner Kindheit verspüre ich eine große Nähe zu Euch und habe meine Mitmenschen stets mehr gefürchtet als alle anderen Tiere auf der Erde! Als ich kaum drei oder vier Jahre alt war, versuchten meine Eltern mir auszureden, mitten in der Nacht

durch den Garten zu laufen. Sie warnten mich daher vor Dieben, die dort lauern könnten, doch ich antwortete ihnen nur: »Ich weiß, aber die Wölfe werden mich beschützen.«

Ich war schon immer sensibel für Eure Schmerzen, zweifellos genauso wie für die Schmerzen meiner Mitmenschen. Noch heute kann ich es nicht ertragen mit anzusehen, wie Bienen in einem Schwimmbecken ertrinken und verzweifelt ums Überleben kämpfen, und ich achte darauf, sie aus dem Wasser zu holen, bevor ich hineinspringe. Ebenso schwierig ist es für mich, Landtiere zu töten oder ihren Mord mit anzusehen. Mit gerade einmal zehn Jahren habe ich meinen ersten (und letzten) Stierkampf besucht. Er bleibt mir für immer in beklemmender Erinnerung. Sobald der Picador auf seinem armen, mit Scheuklappen ausgestaffierten, aufgeschirrten und angsterfüllten Pferd anfang, den Stier mit seiner Lanze zu quälen, um ihn zu schwächen, verstand ich, dass die Würfel gezinkt waren: dass das Tier in diesem angeblich »edlen und fairen Kampf zwischen Mensch und Tier« von vornherein keinerlei Chance hatte und der Ausgang praktisch unausweichlich war. Ich musste mich übergeben und verließ die Arena. Einige Jahre zuvor hatte mein Vater versucht, mich in die Bogenjagd einzuführen. Ich muss sieben oder acht Jahre alt gewesen sein. Er hatte mir einen afrikanischen Jagdbogen mitgebracht, und wir liefen auf der Suche nach Wild in den Wald. Als sich einige Meter entfernt von uns nacheinander vier wunderschöne Fasanen in die Luft erhoben, schrie mein Vater, der genau hinter mir stand: »Schieß, schieß!« ... Aber ich war absolut nicht in der Lage dazu. Wie hätte ich aus reinem Vergnügen statt aus Notwendigkeit beschließen können, auf diese Weise ihrem Leben ein Ende zu setzen, den wunderschönen Flug dieser Vögel zu unterbrechen und diese Lebewesen voller Vitalität in leblose Kadaver zu verwandeln? Demgegenüber hatte ich merkwürdigerweise nie Probleme damit, Fische zu angeln. Unser Haus grenzte an einen kleinen

Wasserlauf und es kam häufig vor, dass ich mir behelfsmäßige Angeln bastelte und Regenwürmer aus der Erde buddelte (auch für sie hatte ich kein Mitleid!), um sie auf die gebogene Nadel zu spießen, die ich als Angelhaken ans Ende einer Schnur gebunden hatte. Auf diese Weise habe ich viele kleine Fische geangelt. Ich tötete sie immer sofort, weil ich nicht wollte, dass sie langsam ersticken, bevor sie über dem Holzfeuer gegrillt wurden. Es muss vierzig Jahre her sein, dass ich das letzte Mal geangelt habe, doch ich erinnere mich, dass ich dabei niemals die geringsten Gewissensbisse verspürte, wohingegen es mir unmöglich war, ein Landtier zu töten, um es zu essen. Ich kann dieses »Messen mit zweierlei Maß« nicht erklären. Ich bin daher vollkommen repräsentativ für viele meiner Mitmenschen: Ich spüre Euer Leiden, und ich setze mich seit Langem dafür ein, dass es verringert wird, doch es fällt mir schwer, einer leckeren Platte mit Meeresfrüchten zu widerstehen; und selbst wenn ich meinen Fleischverbrauch stark reduziert habe und zum Vegetarismus tendiere, passiert es mir noch, dass ich ein gebratenes Hähnchen im Restaurant oder bei Freunden unwiderstehlich finde. Ich zögere auch nicht, eine Mücke zu erschlagen, die mich vom Schlafen abhält, oder Motten zu vernichten, die meine Pullis durchlöchern – die wiederum aus Schafschurwolle bestehen! Unter meinen Mitmenschen sind Eure besten Freunde zweifellos die Veganer, die nichts konsumieren, was aus dem Tierreich stammt oder sich der Ausbeutung von Tieren verdankt, doch ich fühle mich zu dieser Praxis immer noch nicht imstande, obwohl sie absolut konsequent ist. Ich stelle mir im Übrigen die Frage, und ich werde am Ende dieses Briefes auf sie zurückkommen, ob eine ethische Haltung Euch gegenüber die unterschiedlichen Grade der Schmerzempfindlichkeit und der Intelligenz Eurer verschiedenen Arten berücksichtigen kann oder ob man allen dieselbe uneingeschränkte Achtung entgegenbringen muss ...

Die wissenschaftlichen Spezialisten für tierisches Verhalten, die wir »Ethologen« bzw. Verhaltensforscher nennen, haben uns im Lauf der vergangenen Jahrzehnte gezeigt, wie unendlich viel näher wir Euch sind, als wir lange Zeit geglaubt haben. Wir wissen inzwischen, dass Ihr so schmerzempfindlich seid wie wir. Wie wir könnt auch Ihr eine logische, deduktive Intelligenz besitzen, die Euch dazu befähigt, Dinge zu unterscheiden und manchmal sogar zu benennen. Ihr verwendet Formen der Sprache. Einige von Euch können Werkzeuge herstellen und Bräuche an ihre Kinder weitergeben. Es kann vorkommen, dass Ihr herumalbert, und Ihr spielt sehr gern. Ihr zeigt Liebe und oft sogar Mitgefühl. Einige von Euch verfügen über ein Bewusstsein ihrer selbst und beweisen einen Sinn für – Eure eigene, nicht unsere – entwickelte Moral und Gerechtigkeit. Gewiss gibt es auch Unterschiede zwischen uns und Euch, so wie es Unterschiede zwischen allen Arten gibt. Jede Spezies ist einzigartig ... so wie alle anderen. Gerade das, was unsere Besonderheit ausmacht – die Komplexität unserer Sprache, die Unendlichkeit unseres Begehrens, unser mythisch-religiöses Denken, die Fähigkeit, sich in eine ferne Zukunft hineinzusetzen, und unser universelles moralisches Gewissen –, sollte uns dazu veranlassen, eine gerechte und verantwortungsvolle Haltung gegenüber Euch einzunehmen. Und doch werden wir meist von dem primitiven Instinkt getrieben, Euch zu beherrschen und Euch auszubeuten, gemäß dem alten geflügelten Wort vom Gesetz des Stärkeren. Zweifellos kaschieren wir diesen Raubtier- und Herrscherinstinkt mit tausend intellektuellen und rhetorischen Tricks. Denn eine der Besonderheiten des Menschen besteht durchaus auch in seiner außergewöhnlichen Fähigkeit, seine Wünsche zu rechtfertigen! Bereits der Philosoph Baruch de Spinoza betonte im 17. Jahrhundert, »daß wir nichts erstreben, wollen, verlangen oder begehren, weil wir es für gut halten, sondern daß wir umgekehrt dar-

um etwas für gut halten, weil wir es erstreben, wollen, verlangen oder begehren.«¹ Wir haben gerade Lust, einen Esel auszubeuten, uns den Mord an einem Stier in einer Arena anzuschauen oder ein Spanferkel zu essen? ... Kein Problem! Denken wir uns einfach gute – wirtschaftliche, kulturelle, biologische, gastronomische oder religiöse – Gründe dafür aus, um unseren jeweiligen Wunsch zu befriedigen ... mit gutem Gewissen.

Ebenso wenig wie wir für Euch denken können, könnt Ihr verstehen, was sich in unseren Köpfen abspielt. Darum werde ich versuchen, Euch zu erklären, welche Vorstellung wir von Euch und uns selbst haben. Ich möchte Euch von der langen Geschichte unserer gemeinsamen Verbindung sowie den Rechtfertigungen erzählen, die wir gefunden haben, um Euch heute in großem Stil zu beherrschen, auszubeuten und zu töten. Ich werde Euch auch von Menschen berichten, die diese massenhafte Ausbeutung sowie Abschachtung stets abgelehnt haben und weiterhin ablehnen. Zu guter Letzt werde ich Euch erläutern, welche Lösungen es für uns Menschen als Spezies mit der größten Macht und daher, moralisch gesehen, auch mit der größten Verantwortung gäbe, um Euch, liebe Tiere, stärker zu achten. Schließlich könnt Ihr nicht mit unseren Worten ausdrücken, was Ihr empfindet. Ich werde diesen Zeilen auch Zitate von einigen Eurer wortgewandtesten Freunde – von Schriftstellern, Philosophen, Wissenschaftlern, Dichtern – zur Seite stellen, denen bewusst ist, dass ein Mensch in seiner Menschlichkeit nur wachsen kann, wenn er sich so respektvoll wie möglich gegenüber allen empfindungsfähigen Wesen auf der Erde verhält.

Wie Homo sapiens zum Herrscher über die Welt wurde

Der Mensch ist seit sehr langer Zeit davon überzeugt, dass er das höchstentwickelte Tier der Erde ist. Das geht so weit, dass er sich nicht einmal mehr selbst als Tier betrachtet: Auf der einen Seite gibt es den Menschen und auf der anderen Seite die Tiere. Doch das war nicht immer so. Wir wissen heute, dass wir gemeinsame Vorfahren mit den Menschenaffen besitzen, die auf der Erde leben: den Schimpansen, den Bonobos, Orang-Utans und Gorillas. Vor mehreren Millionen Jahren hat sich einer unserer gemeinsamen Ur-ahnen anders entwickelt, sodass innerhalb der Familie der Menschenaffen die Gattung *Homo* entstand. Diese erste Gattung von Menschen nennt man *Australopithecus* («südlicher Affe»). Sie tauchte zuerst in Ostafrika auf und wanderte dann Richtung Europa bzw. Asien. Aufgrund der Verschiedenartigkeit der natürlichen Umgebungen spaltete sich die menschliche Gattung in neue Arten auf. Den Menschen Europas und Westasiens hat man als »Neandertaler« und den, der Ostasien bevölkerte, als »aufrechter Mensch« bezeichnet. Im Verlauf der folgenden Hunderttausende von Jahren tauchten mehrere weitere Menschenarten an verschiedenen Orten des Erdballs auf. Man nimmt an, dass vor 100 000 Jahren mindestens sechs Menschenarten auf der Erde lebten. Worin bestanden die gemeinsamen Merkmale dieser Menschen? Wie bei den anderen Menschenaffen war

ihr Gehirn sehr hoch entwickelt, doch ihre Besonderheit lag darin, dass sie auf den beiden Hinterbeinen liefen. Durch diese aufrechte Haltung wurden die Hände der Menschen frei, gewannen an Geschicklichkeit und ermöglichten es ihnen, komplexe Aufgaben zu erfüllen, wie etwa die Herstellung von ausgefeilten Werkzeugen. Die Menschen lernten zudem, das Feuer zu beherrschen, und zogen daraus zahlreiche Vorteile, wie etwa den Schutz vor Räubern, Wärme oder auch das Kochen von Nahrungsmitteln. Die Veränderung der Ernährung, die mit dem Kochen einherging, wirkte sich wahrscheinlich entscheidend auf ihre körperliche und vor allem ihre geistige Entwicklung aus. Ein letztes großes gemeinsames Charakteristikum besteht schließlich darin, dass die Kinder der Menschen, im Verhältnis zu Euren, aufgrund der aufrechten Haltung vorzeitig geboren werden: Sie benötigen daher über lange Zeit Schutz und Erziehung, um selbstständig zu werden, was wiederum die Vergesellschaftung und die Kultur (bzw. die Übertragung von Wissen) begünstigt, zwei wesentliche Merkmale der Menschheit.

Vor einigen Hunderttausend Jahren tauchte eine neue Menschenart auf: die *Sapiens*. Über mehrere Jahrtausende lebte sie zeitgleich mit den anderen Menschenarten, doch etwa 70 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung begann sie, die Erde zu erobern – eine Eroberung, die zeitlich mit der Ausrottung aller anderen Menschenarten zusammenfiel. Unter den wissenschaftlichen Experten tobt ein Streit darüber, ob der *Homo sapiens* sich einer Art des Genozids an den anderen Menschenarten schuldig gemacht hat, indem er sie einen nach dem anderen unterworfen und vernichtet hat, oder ob sie sich über Verschmelzung assimiliert haben. Wie dem auch sei, *Sapiens* machte das Rennen, und seither sind alle Menschen seine Nachfahren.

»Ich muss das Leid des anderen bekämpfen,
weil es Leid ist wie das meine. Ich muss
mich für das Wohl der anderen einsetzen,
weil sie wie ich sind, Lebewesen.«

SHANTIDEVA

(weiser indischer Buddhist, 8. Jahrhundert n. Chr.)

Worin lag das Geheimnis seiner Stärke? Sie verdankte sich nicht seiner physischen Kraft, da beispielsweise der Neandertaler deutlich kräftiger war. Sie hing vielmehr mit der Kraft seines Denkens zusammen. Die Experten sprechen von der »kognitiven Revolution«, um den qualitativen Sprung zu bezeichnen, der *Sapiens* von den anderen Hominiden trennt. In der Tat erfand der *Homo sapiens* in einem Zeitraum von einigen Zehntausend Jahren – zwischen 70 000 und 20 000 Jahren vor unserer Zeitrechnung – viele komplexe Werkzeuge wie Boote, Pfeil und Bogen oder Nadeln, doch er stellte auch Ziergegenstände her, Schmuck und Kunstwerke wie die Felsmalereien, die man zum Beispiel noch in der Grotte von Lascaux oder der Grotte Chauvet bewundern kann. Er entwickelte außerdem religiöse Praktiken, die an Glaubensüberzeugungen gebunden waren, die sich uns heute entziehen. Man hat jedoch archäologische Spuren von sehr aufwändigen Bestattungsritualen oder auch Kultgegenständen gefunden, die auf sie hindeuten.

Die Anthropologen glauben, dass diese »kognitive Revolution« weitgehend an die spezifische Sprache des *Sapiens* gebunden ist, die es ihm erlaubt, eine relativ begrenzte Anzahl von Lauten miteinander zu verknüpfen und daraus eine unendliche Anzahl von Sätzen mit unterschiedlichen Bedeutungen zu bilden. Während Ihr nichtmenschlichen Tiere eine Sprache habt, die meistens konkrete Informationen zu übertragen scheint – Warnung vor Gefahr, Zeichen der Anerkennung oder Zuneigung, Meldung von Nahrungsvorkommen –, kann die menschliche Sprache Situationen von großer Komplexität beschreiben, was den Austausch und die Kommunikation innerhalb einer großen Gruppe begünstigt. Ein anderes Charakteristikum unserer Sprache ist die Fähigkeit, unsichtbare Dinge zu benennen. Wenn sie Geister, Götter oder die Seele beschwören, sprechen die Menschen von

»Wir sollten aufhören, den Menschen zum Maß aller Dinge zu machen! Wir sollten die anderen Arten danach bewerten, was sie selbst sind! Ich bin mir sicher, dass wir auf diese Weise auf schier unendlich viele Phänomene stoßen werden, von denen einige noch unvorstellbar für uns sind.«

FRANS DE WAAL

(niederländischer Verhaltensforscher, geb. 1948)

Dingen, die für die Augen des Körpers nicht existieren oder unsichtbar sind.

Der Glaube an immaterielle Dinge hatte durchaus einen entscheidenden Einfluss auf die Evolution des *Sapiens*. Die Entwicklung des mythischen und religiösen Denkens steht am Anfang der Entstehung und des Aufschwungs aller Zivilisationen. Der Glaube an eine unsichtbare Realität, die ihre Wahrnehmung übersteigt, kann Menschen zusammenbringen. Jeder geteilte mythische oder religiöse Glaube schafft einen sozialen Zusammenhalt. Er begünstigt die Kooperation zwischen Tausenden von Menschen, die einander zwar nicht persönlich kennen, doch die, dank des geteilten Glaubens und daraus resultierender geteilter Praktiken und Werte, einander vertrauen und gewaltlos zusammenleben können. Das mythisch-religiöse Denken ermöglicht auch eine Sakralisierung der Politik und verleiht dem Oberhaupt einer Gemeinschaft – mag es sich nun König, Kaiser oder Pharao nennen – eine Legitimität, die die Stabilität der politischen Macht sichert und den Zusammenhalt verschiedenster Völker, die derselben Macht unterworfen sind, aufrechterhält. Das wiederum erleichtert die Erschaffung von Imperien. Doch gemeinsame Vorstellungswelten können auch sehr brutale Veränderungen in der gesellschaftlichen und politischen Ordnung auslösen: Sobald sich der Gründungsmythos einer menschlichen Gesellschaft ändert, führt dies augenblicklich zu Umbrüchen in ihr: Dieses Phänomen hat Europa mit der Aufklärung und der Französischen Revolution erlebt. Möglich waren diese Umwälzungen nur, weil der Mythos des Fortschritts, des Glaubens an die Vernunft und an die Freiheit des Individuums, in den Köpfen der Mehrheit den christlichen Mythos ersetzte. Das symbolische Denken ermöglicht solche politischen und sozialen Umwälzungen, die in der Tierwelt ohne eine tiefgreifende genetische Mutation gar nicht auftreten könnten. Wie der Historiker Yuval

Noah Harari in seinem spannenden Werk *Eine kurze Geschichte der Menschheit* feststellt: »Der eigentliche Unterschied zwischen uns und den Schimpansen ist der geheimnisvolle Kitt, der eine große Zahl von Individuen, Familien und Gruppen zusammenhält. Dieser Kitt hat uns zu den Herren der Schöpfung gemacht.«²

Ihr werdet mich nun fragen – und wir werden vielleicht nie eine Antwort auf diese legitime Frage erhalten: Was geschah im Gehirn des *Sapiens*, dass er so schnell eine einzigartige Sprache, eine solch reiche Vorstellungskraft und ein symbolisches Denken entwickeln konnte, die die Entstehung von Kunst oder auch Religion begünstigten?

Von der Zähmung zur Ausbeutung

Die kognitive Revolution und der Aufstieg des *Homo sapiens* hatten nicht sofort verheerende Folgen für Euch, liebe Tiere. Im Gegenteil, mit der Entwicklung des mythischen und religiösen Denkens wurde zunächst die Natur als heilig verehrt. Die ersten religiösen Überzeugungen sind animistischer Natur: Sie postulieren die Existenz unsichtbarer Geister für jede sichtbare natürliche Gegebenheit. Demnach gäbe es Wasser-, Feuer-, Baum- und Pflanzengeister, aber auch Geister aller empfindungsfähigen Wesen. Indem *Sapiens* – zu meist mittels veränderter Bewusstseinszustände, die durch Trance erzeugt wurden – mit diesen Geistern kommunizierte, versuchte er ihre Gunst zu gewinnen und sich harmonisch in die ihn umgebende Welt einzufügen. Selbst wenn er Wild jagen musste, um sich zu ernähren, bat er die Geister der von ihm getöteten Tiere inständig um Verzeihung. Die Ernährung unserer frühen Vorfahren, die als Jäger und Sammler lebten, war im Übrigen wohl sehr abwechslungsreich und konzentrierte sich keineswegs nur auf die Aufnahme tierischen Fleisches.

All dies änderte sich grundlegend im Übergang von der Altsteinzeit zur Jungsteinzeit, der von der Sesshaftwerdung und der Ackerbaurevolution gekennzeichnet war. Der radikale Wandel in der Lebensweise der Menschen begann vor ungefähr 12 000 Jahren mit dem Ende einer Eiszeit. In Anatolien und in bestimmten Gebieten im heutigen Nahen Os-

ten veränderten die Menschen, die vormals Nomaden waren, ihre Lebens- und Organisationsweise. Sie bauten Dörfer, bewirtschafteten das Land und züchteten Vieh. Diese Revolution verbreitete sich in den folgenden Jahrtausenden auf dem gesamten Globus.

Erst zu dieser Zeit verschlechterte sich die Lage für Euch nichtmenschliche Tiere ernstlich. Die Jäger- und Sammlernomaden waren Teil der natürlichen Welt gewesen und hatten sich zweifelsohne nicht als den anderen Lebewesen radikal verschieden oder überlegen betrachtet, doch der sesshafte Ackerbauer entwickelte ein mythisch-religiöses Denken, das ihn zum Herrscher über die Welt machte. Da seine Mahlzeiten nun nicht mehr von der wilden Natur (Jagen und Sammeln), sondern vom Ackerbau und der Viehzucht abhingen, führte die neue Ernährungssicherheit zunehmend dazu, dass er sich vom animistischen Glauben abwandte und neue Glaubensüberzeugungen entwickelte: Die Götter und Göttinnen, die er verehrte, lebten nicht länger auf der Erde, sondern in der unsichtbaren und fernen himmlischen Welt. So schuf er zum ersten Mal eine Hierarchie unter allen Lebewesen: Ganz oben im Himmel befanden sich die Götter, während unten auf der Erde die Tiere lebten. Sich selbst versteht der Mensch von nun an als eine Art Mittler zwischen der natürlichen Welt und der Welt der Götter. Er nimmt sich selbst als das höchstentwickelte irdische Geschöpf wahr und als das einzige, das in der Lage ist, mit dem Göttlichen zu kommunizieren. Von ihm und seinen religiösen Ritualen hängt sogar die kosmische Ordnung ab: Diese Aufgabe wurde ihm von den Gottheiten übertragen. Das Hauptritual, das man in allen menschlichen Kulturen dieser fernen Vorzeit findet, ist das Opfer. Indem der Priester den Gottheiten Saat oder Tiere opfert, handelt er im Namen seiner menschlichen Gemeinschaft. Mit der Gabe beabsichtigt er, zum Erhalt der kosmischen Ordnung beizutragen und seinem Volk zugleich

auch den Schutz und die Gunst der Götter zu verschaffen. Diese neuen religiösen Überzeugungen, die sich nach seiner Sesshaftwerdung entwickelten, spielten daher eine entscheidende Rolle dabei, wie *Sapiens* seinen Bruch mit der natürlichen Welt und seinen Willen zur Herrschaft über die anderen Tierarten rechtfertigte. Die Folge: Eure Ausbeutung, liebe Tiere, stellte von nun an keinerlei Problem mehr für das menschliche Gewissen dar.

In diesem neuen symbolischen Kontext begann der Mensch auch mit der Zähmung und Zucht zahlreicher Tierarten. Zunächst wurde nur der Hund domestiziert – ungefähr 15 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung –, doch der Übergang zur Jungsteinzeit zog schrittweise die Zähmung von Schafen, Ziegen, Rindern, Schweinen, Pferden, Eseln, Kamelen, Lamas, Truthähnen, Geflügel und Katzen nach sich. Mit Ausnahme Letzterer und bisweilen der Hunde, die zu Heimtieren wurden, ging es von nun an darum, den größtmöglichen Nutzen aus den Tieren zu ziehen. Es ist kein Zufall, dass sich das Wort Geld (*pecunia*) aus dem Wort *pecus*, Vieh, ableitet. Reich zu sein bedeutete, Vieh zu besitzen. Die Tiere, die oft für schwere Arbeiten (Ackerbau, Transport) verwendet wurden, wurden zudem gezüchtet, um nützliche Waren (Wolle, Leder) und Lebensmittel (Milch, Eier) zu liefern sowie selbstverständlich auch, um selbst gegessen zu werden.

Eure Ausbeutung zu unserem Nutzen hat sich im Lauf der Zeit immer mehr verstärkt. Seit dem 20. Jahrhundert hat sie sich dramatisch verschärft, was mit dem Streben nach tayloristischer Produktivität und Profitmaximierung in der Tierhaltung zusammenhängt. In den sogenannten »entwickelten« Ländern stammen 80 bis 95 Prozent der Tiere, die wir verzehren, aus industrieller Tierhaltung. Seitdem werden die meisten Nutztiere nicht mehr einfach nur ausge-